

~~P. 11. 56~~ EX BIBLIOTH.
NATIONIS HUNGAR.

III. B. 33. VITEBERG.

SIGNAT. MDCCCXIII.



Der
Englische Greis,

von * * *



Dreyzehnter Theil.



Hamburg, 1767.



1772
Englische Grammatik

1772

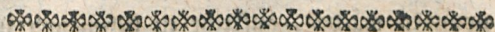
Verlag des Verlegers

Leipzig

Verlag des Verlegers

Leipzig





Der
 Englische Greis.
 Vier und funfzigstes Stück.

Es haben sich zuweilen Menschen gefunden, die auf seltsame Gedanken und auf artige Fragen gefallen sind; mancher davon ist auf diese Gedanken gerathen, daß unsere gewöhnliche Art, auf zwey Füßen zu gehen, unnatürlich und gekünstelt sey. Daß Hüner und Gänse, Waldgeflügel und alle Vögel, die wir kennen, also einher giengen, das wäre kein Wunder: denn diese hätten nur zwey solche Gliedmaßen, welche sich zum Gehen gebrauchen ließen. Daß aber ein Mensch sich in die Höhe richtete, und sich noch einmal so groß machte, als er sonst seyn würde; das wäre der Natur eben so zuwider, als wenn Affen, Bäre oder Hunde ge-
 F 2 zwin-

zwungen würden, aufrecht zu stehen und zu tanzen.

Wem nun dergleichen seltsame Gedanken im Kopf kommen, der betrachte nur vernünftig die Beschaffenheit unserer Füße, und vergleiche sie mit den Pfoten anderer Thiere; so wird er sogleich den großen Unterschied leicht wahrnehmen. Gewißlich, unsere Fußsohlen sind nicht vergebens so breit und flach gebildet. Die Last unsers Leibesbaues ruhet auf dieser Grundfläche sehr sicher; da hingegen andere Thiere auf den Klauen ihrer Hinterbeine keine Minute stille stehen können, ohne zu taumeln oder gar umzufallen.

Der Mensch so aufrecht steht,
 Und auf zwey Füßen geht,
 Bleibt stets des Schöpfers Meisterstück:
 Drum Mensch seh Himmel an,
 Und eile zu dem Gott der Stärke:
 Da, wo der Himmel uns ein offnes Buch verehrt,
 Worinn ein jeder Punkt, der seine Macht andeutet,
 Des Schöpfers höchsten Thron mit seinem Schimmer mehrt,
 Und an der Decken Saum den lichten Glanz ausbreitet.

Und

Und was soll ich von der künstlichen Bildung unserer Hände sagen? sollten sie etwa nur deswegen so künstlich gebildet seyn, daß sie unsern Vorderleib leichter unterstützen könnten? sind unsere Finger nebst dem Daumen etwa nur darum so wunderwürdig von einander getheilet, und zu sehr vielen Bewegungen belebet und geschickt gemacht, daß wir die Erde damit treten, und sie stets im Rothe besudeln sollten? Nicht also; wo bliebe der Adel der Menschen nach Leib und Seele; zu geschweigen, daß die Arme der Menschen, im Absehen auf die Hinterfüße, weder lang noch stark genug sind, daß man schließen sollte, sie wären von dem weisen Baumeister der Welt zu keinem andern Endzwecke gemacht, als denenselben den Bau unsers Leibes tragen zu helfen.

Gott! wundervoll sind deine Werke!

Ja, dieß erkennt man täglich wohl,

Du bist allein der Gott der Stärke,

Die Welt ist deiner Ehre voll.

Was mag aber wohl die Ursache seyn, daß der vernünftige Mensch auf zwey Füßen geht, und warum hat ihn die Natur so gemacht, daß er nicht anders als aufrecht einher treten soll?

Was mag wohl hierbey ihre Absicht gewesen seyn? Wäre es etwa diese, daß der Mensch mit einer desto grössern Einbildung aufziehen, und mit spanischen, hochmüthigen Schritten den im Gehirne sitzenden Hochmuth herumtragen soll? Oder sollen vielleicht die Menschen auf dem schmalen Stege eines Lanzseils allerley gefährliche Spaziergänge anstellen, und etliche halsbrechende Länze und Sprünge lernen? Oder hat die Natur uns Gelegenheit geben wollen, die Hälfte unsers Vermögens einem künstlichen Springer abzutreten, der uns die Geschicklichkeit beybringer, auf einem Platze, der zwölf Schritte lang ist, mehr denn zwanzig seltsame Sprünge und Wendungen zu machen? Mir scheint nichts von dem allen wichtig genug zu seyn, daß es eine Absicht der göttlichen Weisheit gewesen seyn sollte. Ich meyne mit besserem und zureichendem Grunde zu sagen, der Mensch sey deswegen aufrecht erschaffen, damit er sein Haupt, die Residenz seiner vernünftigen Seele, nicht nach der Erde hängen; sondern hoch empor tragen möchte; damit er als eine vernünftige Person theils alle irdische Geschöpfe in der sichtbaren Welt, in-

sonder-

sonderheit aber den Himmel, diesen so majestätischen Bau des Herrn aller Herren, des ewigen Monarchen, desto aufmerksamer zu betrachten.

Aber giebt es nicht sehr viel unempfindliche Seelen in dieser Welt, die des herrlichen Vorzuges, den sie als vernünftige Menschen vor allen unvernünftigen Thieren haben, aus einer schändlichen Niederträchtigkeit, und schädlichen Faulheit, ganz und gar vergessen. Wie viele Menschen mögen es wohl seyn, die ihre Häupter in die Höhe-gen Himmel heben, um so viel brennende und leuchtende Himmelskörper, und den ausgedehnten unermäßlichen blauen Luftraum, der uns umgiebt, in aufmerksamere Betrachtung zu ziehen? Wo nicht etwa ein Seefahrender, ein Steuermann, ein Viehhirt, ein Ackersmann, oder ein in der Nacht Reisender einen Blick in die Höhe thut: so sollte es schwer genug fallen, auch an dem volkreichsten Orte nur zwanzig Personen zu finden, die im ganzen Jahre ein einzigesmal den Himmel Betrachtungsvoll angesehen hätten.

Ich klimm vielmals zu jenen Sphären,
Betrachtungsvoll, mit frommen Sähren,

Zu dir, du Held aus Kanaan.
Sobald ich bet zu jener Höh,
Zertheilt sich Trübsal, Schmerz und Weh,
Und Segen träufelt mir von oben.

In großen Städten ist dieses am gemeinsten. Man findet an solchen Orten Manns- und Weibspersonen, die zwanzig, vierzig, auch wohl mehr Jahre gelebet, und noch kein einzigmal die auf- oder untergehende Sonne gesehen haben. Das ist noch wenig gesagt: sie wissen nicht einmal, daß das Tagelicht, dessen sie ihr Lebenlang genossen haben, von der Sonne herrühret; angesehen es bey wolfigten, oder trüben Himmel auch licht wäre, ohne daß man eine Sonne am Himmel gewahr würde. Es ist vergebens, wenn man solche Leute fraget: Wie es denn möglich sey, daß es des Morgens licht werden könnte, ohne daß ein leuchtender Körper über unserm Horizonte (oder Gesichtskreise) sichtbar würde? Wie es hingegen des Abends wieder finster werden könnte, wenn nicht diese Lichtquelle wieder von unserm Horizonte Abschied nähme? Solche Fragen sind ihnen ganz neu und unermuthet. Sie haben niemals

niemals daran gedacht: und so erstaunend ist ihre bisherige Unachtsamkeit gewesen.

Es giebt in großen Städten eine entsetzliche Menge solcher nachlässigen Brüder und Schwestern. Man ist daselbst, sonderlich wo die Straßen enge sind, zwischen den hohen Pallästen und Häusern, fast bis an den Himmel vermauret. Man kann kaum vor solchen hohen Gebäuden nur einen kleinen Streif von dem blauen Himmelsgewölbe erblicken, welches unsre Häupter bedeckt. Der Straßenloth, den wir mit Füßen treten, beschäftigt unsere Augen und Gedanken gar zu sehr, und läßt uns die Zeit nicht, in die Höhe zu sehen. Wenn aber etwa ein reicher Mann ein neues Haus bauet, und an selbiges ein Schild, oder Sonne, Mond und Sterne mahlen läßt: so sieben hundert Vorbeygehende stille, bewundern es, sperren Maul und Nase auf, und geberden sich eben so, als wenn sie eins von den sieben Wundern der Welt vor Augen hätten. Der ewige Hausvater dagegen hat ein Gebäude vor unsern Augen aufgeföhret, dessen tausendster Theil uns in Bewunderung und Entzücken setzen könnte: allein dabey sind viele unempfind-

lich, sie gehen vorbei, und sehen es nicht einmal an: nicht anders, als wenn es eine Strohhütte oder ein schlechtes Gebäude wäre.

Es wäre wohl eines Wunsches werth, daß die Herren Kalendermacher, anstatt eben nicht so nöthiger Dinge vom Wetter, Ueberlassen, Haarabschneiden, Holzfällen, Purgieren, Kinderentwöhnen, zuweilen schreiben möchten: Menschen, betrachtet den Himmel! Ich bin versichert, daß die gewöhnliche Neugierigkeit, was besonders und ungewöhnliches zu erblicken, eine große Menge Menschen bewegen würde, gen Himmel zu sehen. Viele Einfältige würden wohl gar den Anbruch des jüngsten Tages; oder doch zum wenigsten ein seltsames Himmelszeichen vermuthen. Würden sie nun gleich das Gegentheil erfahren; so hätten sie doch einmal ihrer Pflicht ein Gnügen gethan, und den herrlichen und prächtigen Bau ihres gütigen Schöpfers in einige Betrachtung gezogen. Weil aber die Verfasser der Kalender dieses unterlassen, so will ich, meinen Lesern und Leserinnen zum besten, einmal rufen: Betrachtet den Himmel!

Ich

Ich eile aus dem Stadtgetimmel
 Beym Mondschein auf das stille Feld,
 Betrachte da den Sternenhimmel,
 Das schön geschmückte Himmelszelt;
 Mit Blicken die entdecken wollen,
 Mit Sinnen die erforschen sollen:
 Wie herrlich muß der Schöpfer seyn,
 Der uns giebt Sonn- und Mondenschein!
 Regen, Wein, Most und Erndt erhält,
 Ihn preis' dafür die ganze Welt!

Als mich neulich einer von meinen Freunden
 besuchte, fand er mich auf dem obersten Boden
 des Hauses an einem Dachfenster stehen, wel-
 ches Abendwärts hinaus gieng. Wie treffe
 ich Ihnen hier an, werther Freund? war seine
 Anrede, als er mich an diesem ungewöhnl-
 ichen Orte antraf. Der helle Himmel, ant-
 wortete ich ihm, hat mich veranlasset, daß ich
 mir wieder einmal das Vergnügen machen
 will, eins von den größesten Naturwundern
 anzusehen. Was für ein Wunder ist das?
 fragte mich mein Freund: und er schien sich
 neugierig zu bezeigen, als ich sagte, daß es
 der Untergang der Sonnen wäre. Ersten
 Sie nur zu mir her, setzte ich hinzu, und be-
 trachten

trachten Sie mit mir: wie sich dieser feurige Himmelskörper unserm Gesichte entziehen wird. Es war keine einzige Wolke vorhanden, die uns den Gesichtskreis verdunkelt hätte; und weil wir über alle Gebäude wegsehen konnten, so war auch sonst unserm Gesichte nichts hinderlich, diese Betrachtung anzustellen. Die Sonne senkte sich fast zusehens nach der Erde, und je tiefer sie sich ließ, je grösser schien ihr Körper zu werden. Die Luft, gegen Abend zu, war nicht blau, wie oben am Himmel, sondern sie ward von obenher erst weißlicht, dann gelb, röthlicht und ganz nahe an der Erden recht feuerroth.

Was sehe ich? rief mein Freund, als er die untergehende Sonne mit unverwandten Augen ansah: Ist denn die Sonne nicht rund, wie ich bisher allezeit gedacht habe? Sie steht ja jeho ganz länglicht aus, und hat gleichsam wie eine Ovalfigur. Ich erklärte ihm sogleich, was ich in etlichen Büchern von der Naturwissenschaft gefunden und gelesen hatte; daß nämlich diese Veränderung der Figur der Sonne nur ein bloßer Schein wäre, den die dicke mit groben Dünsten angefüllte Luft in unserm

Augen

Augen verursachete. Indessen rührte der eine Rand der Sonne schon an die Erde, und als mein Freund fragte, ob sie sich vielleicht in das Weltmeer versenkte, wie er dergleichen Nebensarten in etlichen Poeten gelesen hätte? So belehrte ich ihn eines andern, indem ich sagte: Dieses schien nur denen so, die am Ufer der See wohnten; in der That aber bliebe die Sonne bey dem Untergange eben so weit von der Erdfugel entfernt, als sie zu Mittage davon absteht, wenn sie am höchsten über unsern Häuptern steht. Zudem haben die neuern Sternforscher bemerkt, daß es unmöglich ist, daß eine Himmelkugel an die andere stoßen könnte; sondern daß vermöge der Luft eine der andern ausweiche. Um Wahrheit kann man sich stets bemühen. Ist die Wahrheit nothwendig, so muß auch der Begriff von der Wahrheit nothwendig seyn: ja die Wahrheit ist eben ein nothwendiger Begriff, welcher zu leugnen, nicht in unserm Vermögen stehet. Der menschliche Verstand kann keine wahre Begriffe machen; sondern muß sie leidend annehmen: er kann sich nicht überzeugen, sondern muß sich überzeugen lassen, und kann auch, wo der Begriff

griff von der Wahrheit nur vollständig ist, der Ueberzeugung nicht widerstehen: In Wahrheiten ist und kann nichts willkürliches seyn. Kaum hatte ich diese kleine Anmerkung von der Wahrheit ausgeredet, als sich der letzte Streif dieses großen Weltlichtes verbarg, oder vielmehr wie ein Bliß aus unsern Augen verschwand.

Wir bemerkten nunmehr mit Verwunderung, wie die hellrothe oder goldfarbene Luft am untersten Horizonte allmählich immer blässer und bleicher wurde. Je höher sie sich erstreckete, desto gelblicher ward die Abendröthe, bis sie sich endlich in dem übrigen blauen Himmel so unmerklich verlor, daß ich selbst die eigentliche Stelle nicht bestimmen konnte, wo dieses scheinende Licht aufgehört hatte. Was sind doch die Maler anders, sprach ich zu meinem Freunde, als Affen der Natur! Alle ihre Entwürfe und Künste sind ein Kinderspiel dagegen: hier sehe ich ein Muster einer recht vollkommenen Farbenmischung.

Es waren bereits etliche Tage nach dem Neumonden verfloßen; also lies sich ein kleiner Streif des stillen Monds in der Dämmerung sehen. Ganz nahe bey demselben stand
der

der Abendstern, welcher ihm mit seinem Glanze gleichsam den Wettstreit anzubietthen schien. Je länger wir diese beyden schönen Lichter ansahen, je heller wurden sie: die zunehmende Dunkelheit der Luft vermehrte ihren glänzenden Schimmer. Kein polirtes Silber ist so glitzend, als diese Planeten waren, und dieser liebliche Anblick erregte mich und meinen Gefährten dergestalt, daß wir alle übrige Gegenstand des Himmels ins Vergessen stellten, und gleichsam als entzückt eine Zeitlang unbeweglich stehen blieben. Endlich hatte mein Freund wahrgenommen, daß nicht nur der Sichelförmige helle Theil des Monden, sondern auch die übrige ganze Kugel desselben sichtbar war; obwohl diese letztere nur ein ganz schwaches milchfarbened Licht hatte. Deswegen fragte mich iht mein Freund, wie doch das kommen mußte? Ich gab ihm zur Antwort: Der Mond, wie man meynet, hat kein eigenes, sondern ein entlehntes Licht; die silberne Sichel, die sich gegen die Stelle zugehrt, wo die Sonne untergegangen, ist nur ein Widerschein des Sonnenlichtes, welches von dem Monden gleich als von einer weissen Wand aufgefangen, und
wieder

wieder nach unserer Erdfugel herabgeworfen wird. Der andre von der Sonnen abgewandte Theil des Mondes aber hat sein schwaches Licht von unsrer etwas lichtwerfenden Erdfugel, welche das helle Sonnenlicht, was sie auf einer Halbfugel allezeit hat, eben so, wie vorhin der Mond, auffänget, in die Höhe schieket, und bis auf die Fläche der Mondfugel wirft.

So scheint denn diese unsere schwarze Erde gleichfalls wie der Mond? war seine Frage. Ja freilich, erwiederte ich: die Sternverständigen haben es schon erwiesen, daß unsre Erde eben sowohl ein Planet ist, als Venus oder der Abendstern, den Sie jezo so helle glänzen sehen. Auch dieser hat kein eigenes Licht; er ist an sich eine finstre Kugel, er hat allen seinen Glanz von der Sonnen: denn mit den Ferngläsern ist es deutlich zu sehen, daß nur allezeit diejenige Hälfte desselben helle ist, welche sich nach der Sonnen kehret, so daß er uns mehrentheils nur mit seinem halben Licht scheint.

So seltsam meinem Freunde alles dieses vorfam, so wahrscheinlich ward es ihm doch, als ich ihn auf einen andern Stern verwies, der nicht

nicht unter die Planeten, oder unter die Fixsterne gehörere. Es waren nämlich in wählender Zeit schon etliche Sterne über unsern Häuptern in dem grauen Himmel sichtbar geworden. Sehen Sie nur, sprach ich derowegen, Welch ein Unterscheid ist doch zwischen dem Lichte dieses hellen Planeten, und dem Glanze der anderen Sterne? Obgleich diese viel kleiner sind, so haben sie doch ein weit lebhafteres Licht. Sie blitzen und funkeln unaufhörlich: Der Abendstern aber hat ganz todte und unbewegliche Stralen. Das kommt daher, weil dieser aus einer harten, dunkeln und an sich kalten Erde besteht. Dieß ist die Ursache, warum die Sternverständigen alle Fixsterne für Sonnen, alle Planeten aber für Erdkugeln ausgeben. Was Erdkugeln? versetzte mein Freund: so werden sie wohl auch, ihrer Meynung nach, von Menschen bewohnt seyn? Ich will doch nicht hoffen, daß dieses Ihre Meynung seyn wird.

Ich glaube freylich nicht, gab ich ihm zur Antwort, daß es Menschen auf den Planeten giebt; das ist, vernünftige Geschöpfe, die uns in allen Stücken ähnlich sind. Allein das ist
 G doch

doch sehr glaublich, daß Gott solche grosse himmlische Körper nicht wird wüste und leer gelassen haben. Hat Gott unsre Erde, die nicht einmal grösser als die Venus ist, mit so viel tausend Wundern erfüllet: warum hätte dieser weise und allmächtige Schöpfer die andern planetischen Kugeln nicht auch mit Creaturen besetzt? Die Sonne erleuchtet dieselben so wie die Erde. Sie haben auch Tag und Nacht, alle Luftveränderungen, und alle Jahreszeiten, so wie wir: welches durch die neuen Ferngläser und durch zureichende Vernunftschlüsse erwiesen werden kann. Warum wäre nun dieses alles, wenn nichts Lebendiges auf diesen Himmelskörpern anzutreffen wäre? Jedoch steht es Ihnen frey von meiner Meynung zu halten, was Ihnen beliebt, es ist kein Glaubensartikel.

Ich setzte noch hinzu, daß überhaupt nur sechs Hauptplaneten wären, welche sich in verschiedener Weite um die Sonne dreheten, nämlich: Mercur, Venus, die Erde, Mars, Jupiter und Saturnus: hernach aber wären noch zehen Monden, nämlich einer für die Erde, vier für den Jupiter, und fünf für den Saturn:

Geberden, die Affecten und der Gang des Menschen; ja sogar die Kleidungen, so wohl nach ihrer Materie als Forme betrachtet, geben uns so viele sichtbare Kennzeichen an die Hand, die unsichtbare Beschaffenheit der menschlichen Herzen zu errathen. Das ist auch gar kein Wunder. Erkennet man nicht an den Blättern, Aesten, Blüthen und Früchten die Art des Baumes? Wächst auch wohl aus einer Rosenwurzel ein Veilchen, oder aus einer Nelkenwurzel eine Narciße? Oder wer hat jemals auf einem Rosenstocke eine bunte Tulipane gefunden? Stimmt nun bey diesen Creaturen das Aeußere mit dem Innern zusammen: Warum nicht auch bey den vernünftigen Menschen?

Ist es nicht andern, daß alle Eigenschaften, die an demselben ins Auge fallen, sind entweder natürlich, oder angenommen. Die natürlichen Eigenschaften kommen von dem Urheber der ganzen Natur her, und da ist kein Zweifel, daß sie nicht mit dem Gemüthe eine Uebereinstimmung haben sollten. Ist es wohl zu vermuthen, daß der allweiseste Schöpfer eine Lerchenseele dem Körper einer Eule, oder Habichts; oder dem wehrlosen Leibe eines Lammes-

mes die grimmige Seele eines Löwen werde
 zugeordnet haben? Wir finden in der ganzen
 Natur bergleichen ungereimte Dinge nicht.
 Folglich ist es leicht abzunehmen, daß auch die
 Seele und der Leib des Menschen eine gewisse
 Harmonie mit einander haben werden; denn
 wie wäre es sonst möglich, daß Leib und
 Seele eine lebendige Person ausmachen,
 und zwar eine solche vollständige Substanz, die
 sich auch in Gedanken ganz und gar nicht tren-
 nen läßt. Gott wird nicht vergebens jedem
 Menschen einen anders gebildeten Leib, einen
 andern Gang, eine andre Farbe, eine andre
 Rede, und ein anders gestaltetes Angesicht ge-
 geben haben. Und ob man gleich diese Wis-
 senschaft noch nicht auf das höchste gebracht
 hat: so meyne ich doch, daß mir niemand wi-
 dersprechen wird, wenn ich sage, daß Gott
 in der Natur nichts vergebens gethan ha-
 be; und selbige vollkommen kenne.

Nur du, Gott, kennest die Natur,
 Du weißt den Ursprung aller Dinge,
 Dir ist bekannt ihr Bau und Spur,
 Du siehst wenn im Gebet ich ringe,
 Mein Gott, mit dir wie Jakob dort,

Wenn Glaubens voll ich zu dir rufe:
 Gott: seane mich doch fort und fort,
 Hi^{er} tret auf die Himmelsstufe,
 Und dort zu deinem Preis, und Ehren,
 Sing heilig mit den Engelchören.

Die zweite Gattung der Eigenschaften, die ich eine angenommene Eigenschaft nenne, kann auch zur Erkenntniß der Gemüther beitragen. Denn werden sie uns in der zartesten Kindheit von unsern Wärterinnen, Müttern, Eltern, Lehrmeistern oder Freunden angewöhnet: so hat diese Anführung so wohl in der Seele als in dem Leibe, oder besser zu sagen, in der ganzen lebendigen Person, ihre Wirkung. Wer das eine auf diese oder jene Weise einrichtet, der macht auch in dem andern eine unvermerkte Aenderung: und daher behält das Innerliche allezeit mit dem Aeußerlichen einen Zusammenhang. Hat aber der Mensch in anwachsenden oder männlichen Jahren, entweder mit gutem Bedachte, oder aus Nachlässigkeit, diese oder jene Gewohnheit oder Eigenschaft angenommen: so ist es ja ganz deutlich und klar, daß man aus den obenerwähnten Stücken seine Gemüthsbeschaffenheit zu-

zureichend beurtheilen könne, und daß man seine Grundbegierden ziemlich merke. Z. E. Ein demüthiger Mensch wird sich niemals eine hochmüthige Mine und stolzen Gang angewöhnen. Ein liebereiches Herz wird sich kein spöttisches Naserümpfen zuwege bringen. Eine schläfrige Seele wird keinen muntern Gang annehmen: so wie im Gegentheil ein lebhafter Sinn keinen langsamen Schneckengang gehen wird. Ein niedergeschlagenes Gemüth wird den Kopf wohl sinken lassen: dahingegen ein freymüthiger und unerschrockener Geist, welcher Gott kindlich fürchtet und recht thut, das Haupt hoch empor, bey gesunden Tagen, trägt, und keinen sterblichen Menschen scheuet. Wer nun nicht glauben will, daß man aus äußerlichen Zeichen, und aus den Affecten, die innerliche Gemüthsart errathen könne; der muß auch behaupten, daß ein Mensch, der allezeit lachet, melancholisch und niedergeschlagen, und ein anderer, der lebenslang finstre und saertöpfische Minen macht, ein gebohrner lustiger Kopf seyn könne.

Meinen Lesern werden diese bisherigen Gedanken gründlich vorkommen, jedoch ich eile

nunmehr zu dem allerbesten Mittel, der Men-
 schen Gemüther zu erkennen; und dieses ist
 kein anders, als die Rede. Kennet man,
 nach dem gemeinen Sprichworte, den Vogel
 an seinen Federn, so kennet man ihn nicht
 weniäer an seinem Gesänge. Die Zunge des
 Menschen hat eine ganz besondere Verknüpfung
 mit der Seele desselben. Alle ihre Bewegun-
 gen, dadurch sie die Worte bildet, kommen
 auf den Willen des Menschen an: der Wille
 wird durch den Verstand gelenket; folglich ist
 die Rede allezeit eine Abbildung des gan-
 zen Gemüths. Ein Einfältiger wird nicht
 viel Scharffsinniges sagen können. Ein ver-
 wirrter Kopf kann nichts ordentliches zu Mark-
 te bringen. Ein Abergläubischer wird schlech-
 te Vernunftschlüsse machen: und wer lauter
 dunkle Begriffe von Sachen hat, der wird sich
 niemals deutlich erklären. Folglich wird ein
 Hitziger heftig, ein Schläfriger langsam, ein
 Verwirrter stammelnd, ein Furchtsamer leise,
 ein Menschenfreund liebreich, ein Geduldiger
 gelassen, und ein zärtliches Gemüth beweglich,
 reden.

Man

Man wird mir einwenden, daß die Verstellung sehr groß in unsern Tagen ist. Ich weiß es mehr als zu wohl, daß man, durch die schlaue Verstellung politischer Weltleute, gar oft in eine Verwirrung gesetzt wird, wenn man ihre Gemüther kennen lernen will. Und dieses trifft auch bey sehr vielen so genannten Freunden ein, wie wahr bleibt doch das längst geführte Sprichwort:

Freunde in der Noth,
Gehen (in unsern Zeiten) hundert auf ein
Loth,
Sollt es aber ein harter Stand seyn,
So gehen hundert auf ein Quentlein.
Lieb und Treu ist fast nicht mehr,
Verstellung die regiert zu sehr.

Der Hochmüthigste und Stolzeste machet mehrtheils die tiefsten Verbeugungen und Complimente. Der Feindseligste und Nachgierigste stellt sich als den Sanftmüthigsten und Freundlichsten von der Welt an. Wer es am schlechtesten und fälschesten mit dir meynet, der sagt dir die verbindlichsten Dinge vor, und wie oft geschiehet es nicht, daß der am wenigsten

§ 5

nigsten von dir hält, der doch zu sehr vielen malen die Hände dir drückt, und sich deine Freundschaft ausbittet. Der Geizigste redet von seinen Geschenken und Wohlthaten, von seiner Fürsichtigkeit in Absicht auf den Gebrauch der Güter dieser Welt; und der größte Verschwender spricht von seiner Sparsamkeit und weisen Eintheilung der zeitlichen Güter. Allein fürs erste sind doch nicht alle Leute im Stande, dergleichen Verstellung ins Werk zu richten, sie sind zu plump ihre Affecten lange zu verbergen, und Unzählige wollen sich nicht verstellen; weil es sehr natürlich ist, daß ein jeder Mensch seine Gemüthsart für was Gutes hält, und sich also eine Ehre daraus macht, sich anderen Leuten so zu zeigen, wie er ist. Viele wollten sich gerne verstellen; aber sie können nicht: denn sie haben nicht Verstand und Aufmerksamkeit genug dazu; sie werden dieses Zwanges halb müde, und wenn sie eine Stunde wider ihre Neigung geredet haben; so wollte ich fast wetten, daß sich in der andern Stunde ihre Sprache schon ändern wird, und das glänzende Spielzeug der Verstellung wird ihnen gleichsam zum Verdrusse werden. Auch
die

die allergeheiligsten Staatsleute, ob sie gleich geübte Politiker sind, können sich nicht so verbergen, daß nicht scharfsinnige Gelehrte ihre wahrhafte Gemüthsbeschaffenheit leicht erforschen sollten. Denn selbst die Art im Vortrage und im Zusammenhange, womit die gekünstelten Worte ausgesprochen worden, unterscheidet sich von den natürlichen Ausdrückungen eines redlichen Herzens. Ein Mensch der von Herzen redet, hat allezeit gewisse aufrichtige Geberden, Augen, Mienen, und viele andere Merkmaale der Aufrichtigkeit; die man aber besser sehen und wahrnehmen, als deutlich beschreiben kann.

Ich setze noch dieses hinzu, daß in der Rede des Menschen, man auf die allergeringsten Kleinigkeiten Ursache zu sehen hat. In der Malerey kömmt oft auf einen einzigen Zug und Punkt, auf eine fast unsichtbare Linie, sehr viel an. Man sagt, ein gewisser Meister habe ein lachendes Gesicht gemallet, und hernach nur einen einzigen Strich daran verändert, so sey ein weinendes daraus geworden. Eben so verrathen sich die Neigungen der Menschen durch vielerley fast unmerkliche Dinge,

ge. So gar der Ton der Sprache, und der unterschiedliche Laut der Stimme wird, nach meiner Meynung etwas andeuten. Und wenn ich gleich nicht im Stande bin, gewisse Regeln dabon zu geben; so habe ich doch in etlichen Fällen, so glücklich gemuthmaßet, daß ich best glaube, Leute, die aufmerksamer und noch geschickter im Schliessen sind, als ich, würden es hierinnen noch viel weiter bringen. Zum wenigsten habe ich deutlich gezeiget und zureichend bewiesen, daß es möglich ist, auch hinter die Heimlichkeiten verstellter Herzen zu kommen, und daß Falschheit mit dem Anstriche der Aufrichtigkeit zu färben, mehr Mühe kostet, als das redliche und aufrichtige Herz sagen kann.

Ja du erscheinst mir noch ist, redliches Herz,
Entzückt von deinen reizenden Zügen,
Von deinem Sonnenglanze erleuchtet
Spielt' ich ein Lied auf zitternden Saiten.
Die Schaar der Frommen höret mir zu,
Stöhrt, Heuchler, nicht die heilige Stille.



Sechs und funfzigstes Stück.

Es giebt Menschen in der Welt, die man vor Diebe der Stunden halten kann. Ich bin einmal in einer Gesellschaft gewesen, in welcher ich lernte, und zwar durch alle Arten des Gegentheils, was für Eigenschaften zu einem nützlichen Gespräche gehören. Ich gestehe, daß weil ich damals eine ziemlich lange Reihe von Stunden unter diesen Plauderern bleiben mußte, und gleichsam gezwungen ward, auszuhalten, und alles das mit anzuhören, was einem Kopfe, wie der meinige ist, in einer Art von der unangenehmsten Unthätigkeit erhielt; so war mir nicht anders als einem Wanderer zu Muthe, den ein Sturmwetter und ein mit Schlossen vermischter Plasregen auf dem freyen Felde überfällt, wo er sich nicht davor schützen kann, und da ihm ein reissender Sturmwind, der ihm den Regenguß in das Gesicht schlägt, verwehrt zurück zu kehren,

kehren, so wird ein solcher Mensch durch und durch naß und matt, und kann kaum vor Müdigkeit sein Haus kriechend erreichen. So war mir ohngefähr damals zu Muthe, als ich ohne alle Barmherzigkeit, bey der unnützen Art von menschlichen Gesellschaftern, meine Zeit zubringen mußte. Ich will meinen Lesern die Charactere dieser Gesellschaft weitläufiger schildern, vielleicht machen es sich etliche zu Nutzen.

So bald ich ins Zimmer getreten war und mich niedergesetzt hatte, setzte ich mich neben einen Jüngling, welcher an der Seite seiner Schwester saß, er redete beständig mit derselben, und noch darzu heimlich; beyde aber unterbrachen ihre geheime flüsternde Gespräche mit einem Gelächter, welches sich erst ganz sachte anfing, und durch ein beyderseitiges geheimnißreiches Anschauen lauter ward, bis es, ohnerachtet der Mienen, welche uns überführten, daß sie sich bemüheten es zu unterdrücken und zu verbeißen, überlaut ausbrach, und uns alle in Erstaunen und Neugierde setzte. Aber so neugierig wir auch waren, den Gegenstand dieser eifrigen heimlichen Unterredung

Dung und lauten Gelächters zu erfahren; so wenig ward unsere Neugierde gestillet, und es war eben so viel, als wenn man stumme Leute lachen siehet, ohne daß man gewiß weiß, weswegen sie gelachet haben. Nicht weit davon, faßen ein paar eigensinnige Ehegatten, beyde waren sehr beredt, sich einander zu widersprechen, welches endlich einen grossen Zank zu wege brachte, der mit den bittersten Ausdrücken und verdrüßlichsten Geschreye die unangenehmsten Vorwürfe uns anzuhören gab, und ein jeder von den streitenden Theilen wollte Recht haben, und suchte den andern zu überläuben, daß mir noch davon die Ohren gellen.

Ist ward ich einen andern Gesellschaftler gewahr, den ich mit Fleiß betrachtete. Es war ein kleiner dicker Mann, dieser gieng in dem Zimmer stets auf und ab, und hatte beyde Hände unter der aufgeknöpften Sammetweste auf dem Rücken liegen, so mochte sein Favoritgang seyn, und dieses gab seiner kurzen und untersehten Gestalt das Ansehen, als ob er einen Auswuchs hinten auf dem Rücken hätte; dabey entdeckte die aufgeknöpfte Weste so wohl eine mit vielerley glänzendem Spielzeuge

zeuge verzierte Uhrkette, als auch die ihm anständige Nichtachtung, in welcher die Gesellschaft bey ihm stund. Dieser Mann redete zum Glück wenig, aber mit einer ihm eigenen Art; denn so oft er jemanden eines Widerspruchs würdigte, kehrte er dem Theil der Gesellschaft, in welcher der saß, mit dem er redete, den breiten Rücken zu, alsdenn redete er mit zurückgekehrtem Kopf, dem dann und wann eine kleine Seitenbewegung seiner ganzen Maschine folgte, über die Achseln. Alles, was er vorbrachte, war ein Widerspruch, den er mit einem Kopfschütteln endigte. Und nachdem er etwas stille gestanden, seine Schritte weiter fortsetzte, und je, nach der Stellung seines Leibes, icht diesen, icht jenen, mit einem ernsthaften Seitenblick begnadigte, welcher mit dem Blick abwechselte, den er mit einer kleinen Beugung vorwärts über den hervorragenden Bauch auf die klingernde silberne Uhrkette that. Plötzlich stehet er vor dem wohlklingenden Klavier still, und mit auseinander gesperrten Füßen, setzet er sich auf den Lehnstuhl eines Spielenden; nachdem er ein paar mal darauf geschmissen, und etliche Löne geklim-

Klimperl, wirft er die Hände und den Kopf wieder auf den Rücken, und gehet, oder schreiet vielmehr, wie vorher in dem Zimmer herum, und trillert eine Arienmelodie; oder sieht die Anwesenden gleichgültig an.

Indeß näherte sich der ehrbare Abend, um den kurzen Tag zu schliessen. Das helle und unbesleckte Firmament zog sein hellstes Blut an. Die Sterne glänzten in drängender Menge, und mit ausserordentlichen Strahlen durch die schöne Weite, da indessen der Frost seinen subtilen und durchbringenden Einfluß um sich herum verbreitete, da indeß die muntere Jugend auf dem Eise zum Zeitvertreibe glitschte. Ich trat vom Fenster weg, und schmeichelte mich mit der Hoffnung, daß die stille Mitternacht mich von diesen Plauderern befreien würde, denn die Schärfe des Elends wird durch die Hoffnung stumpf gemacht, daß uns dieselbe nicht mit unheilbarer Angst verwunden möge, aber durch die Furcht, wird der auserselbne Geschmack der Glückseligkeit verringert, damit derselbe unsere Begierden nicht fessele, und sie zu Sklaven geringerer Vergnügen mache.

Izt rollten rasselnde Wagen mit müden Gesellschaftern nach Hause, ich aber setzte mich wieder nieder, und betrachtete ein betagtes Frauenzimmer. Sie saß in einem Reifrocke, dessen Weite ihre eigene Länge etlichemal übertraf, und der an beyden Seiten in die Höhe schlägt, und ohne grosse Mühe über ihren Kopf in die Form eines Gewölbes zusammen gebogen werden könnte. Ihre kleine Person nimmt nicht nur vermöge dieser Ankleidung einen größern Platz auf dieser Welt ein, sondern ihr ernsthaftes Gesicht, dem die zusammen gedrückte Lippen ein besonderes Ansehen geben, wie auch ihr Kopfsputz, giebt uns zu verstehen, daß sie etwas wichtiges seyn will. Dieses Frauenzimmer redet nur mit halbgeöffnetem Munde sachte, und will, daß ihre Beyfizer sich jederzeit etwas vorwärts beugen, um ihre Ausdrücke zu vernehmen, welche in nichts anders als in solchen witzigen Erzählungen bestehen, die man ohne etwas dabey einzuhüffen, recht gerne entbehren kann. Oftmals erzählt sie auch von ihren hochseligen Eltern, oder von ihrem Herrn Großpapa. Man nannte Sie das Fräulein von Kleindorf.

Nicht

Nicht weit von mir saß ein Jüngling, den man den Gefälligen mit Recht hätte nennen können, seine Artigkeit war diese, daß er mich mit ewigen Fragen von meiner Gesundheit, und übrigem Ergehen belästigte. Nachdem er sich fast eine Viertelfunde über meine Antworten, erfreuet hatte, ließ er sich in das allgemeine Gespräch ein; jede neue Anrede an ihn beantwortete er mit einem plötzlichen Aufspringen; und einer tiefen Leibesverbeugung, darauf fiel er wieder auf seinen Stuhl; eben etwa so, wie gewisse kleine Puppen in kleinen Leyern aufhüpfen und wieder fallen, womit sich die Jugend belustiget. Ein stetes Lächeln gab seinem Gesichte eine besondere Verzierung und Ansehen, ein beständiges Ja und Nein rollte von seinen jugendlichen Lippen, und ich kann nicht begreifen, wie sein Hals die schnell abändernde Bewegungen des Kopfes, mit welchen er rings herum seinen Beyfall versicherte, ohne steif zu werden, aushalten konnte.

Neben diesem jungen Herrn saß ein so genannter Hagestolz, der einen Halbgelehrten vorstellte. Er erzählte allerhand nichts be-

deutende Kleinigkeiten, von alten Univerſitäts-
begebenheiten, Kriegen, Getreidpreiſen, und
dergleichen. Ich habe niemals eine lebhaftere
Beschreibung gehört; alles wurde martialiſch
ausgedrückt; izt ſtrich er die um die
nervichten Hände flatternden Manſchetten hiſ-
zig zurück; bald flogen ſeine Arme, je nach
der Bewegung, die die Hiebe und Stöße er-
forderten. Izt war in ſeinem Angeſichte der
Zorn, und der vertheidigende Ernſt änderte
mit den frohlockenden Geberden des Triumphs
ab. Ich kann mich nicht gleich drauf beſin-
nen, was er eben vor eine Begebenheit er-
zählete, in welcher er die Hauptperſon abge-
geben hätte; er machte aber, durch die lebhaftere
Einbildungskraft erregt, plötzlich ſolche
Wendungen mit den Händen und Füſſen, daß
ich meynte, er wäre unter dem Hute nicht all-
zurichtig. Darauf milderte ſich ſein Eifer,
und izt führte er uns in Gedanken in ein Col-
legium, und lies uns das Gefecht zweyer Di-
ſputirenden hören. Bey einem Theil dieſes
gelehrten Streits ahmete er das Klopfen der
Studenten nach, polterte mit dem Stock, und
ſcharrete mit den Füſſen; und als er ſelbſt,
als

als ein Gegner oder Opponent, den armen
 Vertheidiger lächerlich gemacht hatte, flatsche-
 te er so gewaltig in die Hände, daß uns die
 Ohren davon gellerten. Zum Glück riß er mit
 dem einen Armel ein Glas voll Wein vom
 Tisch, welches die Herumsitzenden besprizete,
 und durch ihr Aufstehen auch mir Gelegen-
 heit gab, meinen Sitz zu verlassen und frische
 Luft zu schöpfen.

Ich trat an das Fenster und wollte mich
 ein wenig auf der Strasse umsehen, aber in
 eben diesem Augenblicke, trat ein so genannter
 Zeitungsschmied zu mir, welcher, ich weiß
 nicht, wie viele ohne Zusammenhang und Ord-
 nung, vergangene Sachen mir erzählte; kurz
 es war ein Mischmasch. Endlich fieng er an
 Gespensterhistorien zu erzählen, und zum Un-
 glück ward ich von der Gesellschaft wegen mei-
 nes Schweigens bemerkt, und man fragte
 mich, was ich von Gespenstern hielte? Hätte
 ich nicht meinen Unglauben verleugnen kön-
 nen? Aber ich that es iht nicht. Ich leug-
 nete sehr vieles beym Gespensterhistorien, und
 sagte, daß sehr viele nicht nur falsch, sondern
 auch gar nicht wahr wären, vieles auch von

Menschen, aus gewissen Ursachen um andere zu fürchten zu machen geschehen sey, folglich, ob ich gleich nicht die Gespenster ganz und gar leugnete, so leugnete ich doch sehr vieles beym Gespensterhistorien. Kaum hatte ich so geredet, so wurde ich zur Strafe meiner unzeitigen Wahrheitsliebe genöthiget, vom Gespenst, das den Brutus erschrecket, dem Scipio erschienen, den Cäsar über den Rubicon gesetzt, und dem Altila sich gezeigt, die ganze Reihe der Erscheinungen, bis auf das braunschweigische Gespenst und den Schlesi- schen Rübezahl, anzuhören. Herr Plauderer führte den Tacitus, und noch mehr Schriftsteller an. Ja man hielt und erklärte mich bey der ganzen Gesellschaft für einen Reformirten, als welche Amts halber keine Gespenster sollen glauben dürfen. Nachdem ich endlich mich heiser geschrien, um das Geschrey mit einer Bezeugung, daß ich Gespenster glaubte, durchzubrechen, ward ich zwar nicht mehr genöthigt, Ueberzeugungen anzuhören, aber der Eifer, grausame Nachtgeschichte zu erzählen, legte sich nicht auf einmal, ~~aber~~ von der Gesellschaft hatte einen klei-
nen

nen Vorrath im Kopfe, vor dessen Erschöpfung ich keine Erlösung hoffen durfte.

Wie nun alle sich von Gespenstern und Schatzgraben müde und schläfrig erzählt hatten, so fieng Herr Mauderer eine Tulpen-erzählung an. Bey dieser schönen Gelegenheit wurden wir von dem kostbaren Zwiebelhandel, der einmahl in Holland so viel Aufsehen gemacht, völlig unterrichtet, und ein jeder von uns lachte bey dem Schluß dieser Ausschweifung über den Bauer, der bey einem Einwohner im Haag eine Tulpenzwiebel ergriffen, und sie zum Brod, anstatt der Zukoff, gegessen. Kurz, man redete noch das Hundertste ins Tausendste, bis daß mich endlich die Zeit von dieser beschwerlichen Gesellschaft erlösete. Zum immervährenden Gedächtniß dieser ungeselligen Gesellschafter, habe ich dieses Blat geschrieben, und zwar deswegen, daß alle meine Mitbürger daraus Nutzen und Besserung schöpfen sollen; wenn ihnen eben ein dergleichen Unglück begegnen sollte; wie es mich betroffen hat.

~~~~~

## Sieben und funfzigstes Stück.

~~~~~

Ich will diesmal meine Leser mit einer kurzen Abhandlung von Wünschen unterhalten, und ich bin versichert, daß die mehresten sich selbige unvergleichlich zu Nuzen machen können. Ich setze zum voraus, daß bey den meisten Wünschen viel Schwachheit und Einfalt sich findet, jedoch bleibt es löblich, seinen Mitbürgern alles Gutes zu wünschen, und wie fürtrefflich wäre es nicht, wenn alle schöne Wünsche eine merkliche Veränderung in den menschlichen Handlungen wirkten, wo alles durch den freyen Willen der Gemüther regiert wird. Jener mißvergnügte Kopf, welcher seine Gedanken in verdrüßlichen Umständen durch diese Klagen deutlich macht:

Zum Schmerze zum Verdruß geboren,
Wirft mich die Schickung hin und her.
Bald drücket mich der Stolz der Thoren;
Bald macht der Geiz mein Elend schwer.

Bald

Bald schrecken mich die vielen Sorgen,
 Wenn ihre Wuth die Seele plagt;
 So wird der Abend mit dem Morgen
 In lauter Qual dahin gesagt.

Eben diesen Mißvergünstten kann man nichts
 bessers wünschen, als daß er sich mit Geduld
 in sein Schicksal schieke, und die weise Vor-
 sicht nicht tadle, die alles wohl machet. Je-
 doch geschiehet es zuweilen bey solchen Elen-
 den, daß auch unsere ernsthaftesten Wünsche,
 so wir mit aller ersinnlichen Aufrichtigkeit ab-
 fassen, und mit dem brünstigsten Eifer aus-
 sprechen, ihnen nicht zu Herzen dringen, und
 auch ihnen dadurch nicht geholfen wird. Ein
 Thörichter bleibt gemeiniglich ein Thörichter,
 man mag ihm Klugheit wünschen, so lange
 man will, und wer sich nicht selbst bemühet
 weise zu werden, und ihm durch seinen Unter-
 richt zu Hülfe kommt, der wird gewahr wer-
 den, daß der weise König Salomo mit Wahr-
 heit gesaget hat: Der Faule stirbt über seinen
 Wünschen.

Jener Arme zeigt deutlich, daß er sich viel
 zu wünschen habe, und ich kann nicht umhin
 seine Klagen, welche sein Elend deutlich ma-

chen, auf dieses Blat zu setzen; ihr Inhalt
ist natürlich.

Was ziert den Reichen? Was für Gaben?
Sind Wissenschaften? Ist Verstand?
O nein! die sind die weissen Raben,
Die seine Blicke nie gekannt;
Durchfährt ihn ein erhabner Schauer,
Den Pflichten feurig nachzugehn?
Umsonst! es wird ihm viel zu sauer
Nur andrer Arbeit zuzusehn.

Und dennoch muß ein goldner Wagen,
Des harten Körpers blöden Fuß,
Gemächlich durch die Strassen tragen;
Indem ich mühsam gehen muß.
Wer hat ihm diesen Stand erworben?
Der Fleiß? die Tugend? Warlich nein!
Wie viele hundert sind verdorben?
Um Pfeiler seines Seils zu seyn!

Die Kindheit, die mich sonst vergnüget,
War nur ein Nebel schlechter Lust;
Und ob mich gleich der Schertz gewieget,
Ist mir doch ich nicht bewußt.
Die Jugend sprang mit tollen Freuden,
Den Weg, den ihr die Thorheit hies;

Bis

Bis das, daraus entstandne Leiden
Die unerlaubten Fehler wies.

Dann gieng ich, mit gemessnen Schritten,
Der reifen Jahre, klügeru Pfad;
Wie viel hat hier das Herz erlitten?
Wenn mir der Haß den Gang verrat.
Die Göttin mit den kurzen Haaren
Begrüßte mich durch ihren Blick;
Kaum, daß der Neid den Wink erfahret,
Entwich ihr Schopf, und auch mein Glück.

So gleicht mein Leben, einem Pfeile,
Der dem Getriebe folgen muß.
Was nützt es, wenn ich laufend eile?
Das Schicksal tritt mir auf den Fuß.
Vergebens; daß ich sehnlich flehe;
Wer höret den Bedrängten an?
Was hilft's, wenn ich mein Cleud sehe?
Und ihm doch nicht entrinnen kann!

Oft denk ich, mit gefaltner Stirne,
Den weit entfernten Jahren nach;
Allein, mein brausendes Gehirne,
Findt nichts, als herbes Ungemach.
Der neue Tag, zeigt neue Plagen;
Was bringt denn wohl die Zukunft mit?

D hensch

O fleuch Vernunft! mit solchen Klagen,
Und folge weiser Führung Schritt.

Der Grübler mag nur Angst erfinden,
Die Vorsicht bleibt dennoch gerecht;
Und also wird doch mein Beginnen,
Durch keinen harten Schluß geschwächt.
Verstand und Freyheit sind die Schätze,
Die mir der Schöpfer zugedacht;
Erwählt mein Geist der Weisheit Sätze;
So fürcht ich keiner Schickung Macht.

Was reißt mich für ein Kummer nieder?
Ist nicht mein Leib noch wohl bedeckt?
Hat je, die kaum entschlafnen Glieder,
Die Qual des Hungers aufgeweckt?
Beschützt mich nicht mein kleines Zimmer
Für Hitze, Regen, Wind und Frost?
Was täuscht mich denn des Hochmuts Schimmer?
Und jener Reichen Götterkost?

Das Gold, so meiner Riste fehlet,
Macht, daß kein Dieb den Einbruch wagt;
Daß meinen Geist kein Schmeichler quälet;
Noch das Gehör ein Lügner plagt.
Der Stolze wirkt mir Hoheitsblicke;
Ich schweige still, und lücke mich;

Das

Das Herze schmeißt ihm sie zurücker,
Er ist ein Mensch, ein Wurm wie ich.

Entweicht ihr unmuthevollen Triebe!
Verlaßt ein schönes Schattenbild.
Ich suche Reichthum, Ruh und Liebe,
Bei dem, der alle Wünsche füllt.
Nur auf, ihr edleren Gedanken!
Entschüttelt euch von Staub und Zeit;
Zerbrecht des Elends Nummerschranken;
Und nehmt den Schwung zur Ewigkeit.

So natürlich die Klagen dieses Elenden
seyn, eben so südtreflich sind auch diejenigen
Gedanken, welche seine Tröstungen ausma-
chen. Die Vorsicht des Schöpfers tröstet
ihn, er betrachtet das Grab, als eine Werk-
statt der göttlichen Allmacht, er betrachtet es
unbefürchtet, die Ewigkeit jener unendlichen
Freuden unterstützet seine Hoffnung. O südt-
reflicher, wahrer und gegründeter Trost! nur
die freudenvolle Ewigkeit kann die gläubigen
Armen beruhigen, diese ist für sie die einzige
wahre Quelle des Trostes, das Glück der freu-
denreichen Ewigkeit ist unsern Wunsch werth,
denn bedenket man den flüchtigen Ablauf der
Zeit

Zeit und Jahre; so meyne ich, daß man weit mehr Ursache habe, seine Mitbürger in der Zeit zu beklagen, als ihnen viel Glückwünsche abzustatten. Die gelehrten Weltweisen mögen ausmachen, was die Zeit sey, und worinnen ihr eigentliches Wesen bestehe. So viel aber kann man mit Gewißheit sagen, daß die Zeit und alle Augenblicke derselben, eine Gelegenheit, Gutes zu thun, ja noch mehr, ein Theil unsers kurzen Lebens ist; in jeder Stunde und bey jedem Pulschlage sollten wir die Ehre unsers Schöpfers und die Wohlfarth des menschlichen Geschlechts befördern. Folglich könnte man fast stets seine Anrede und Wunsch an den Nächsten so einrichten: Ich bedauere und beklage dich herzlich, mein werther Freund, daß du so viel Zeit verloren hast, darinne du viel Gutes hättest thun können; wenn du vernünftiger gewesen wärest, als du jetzt bist, ich wollte wünschen, daß wir die abgelaufene Zeit könnten zurück kaufen, dieselbe von neuem überleben und mit größerm Ernst nach der wahren Tugend streben. Welch ein billiger Wunsch ist doch dieser!

Aber

Aber welche ernsthafte Betrachtungen ver-
 schaffet uns auch dieser Gedanke, nämlich:
 daß die Zeit ein Stück von unserm Leben ist;
 zumal da es scheint, als wenn unsere Dauer
 gleichsam aus lauter Augenblicken zusammen
 gesetzt wäre. Es scheint fast, als wenn das
 menschliche Leben eine Kette wäre; an welcher
 die Geburt ihr Anfang, der Tod das Ende,
 und die Pulsschläge in Adern ihre Glieder wä-
 ren. Man hat ausgerechnet, daß der Puls
 in einer Stunde 3600 mal, in Tag und Nacht
 86400 mal, und in einem Jahre, ein und drey-
 ßig Millionen fünf hundert und sechs und drey-
 ßig tausend mal schläget. So viel kürzer ist
 also die Kette unsers Lebens in einem verflosse-
 nen Jahre kürzer geworden, und es steht nicht
 in unsern Kräften es nur auf eine Minute zu
 verlängern. Was thut wohl demnach derje-
 nige Mensch, der einem wegen eines zurückge-
 legten Jahres Glück wünschet? Es ist fast eben
 so viel als wenn er sagte: Ich erfreue mich
 herzlich, daß Sie nunmehr viele Millionen
 Augenblicke weniger zu leben haben, als vor
 einem Jahre: es ist mir gleichsam lieb, daß
 Sie dem zeitlichen Tode so viel näher gefom-
 men

men sind; und daß die Fäulniß, die Würmer,
und das finstre Erdgrab Sie eher zu gewarten
haben. Was folgt hieraus? Dieses, daß man
alle Wünsche vernünftig überlege und beur-
theile, ehe man sie mit dem Munde ausspricht.

Wir sind an den Lauf der Stunden
Best gebunden,
Der entführt, was eitel heißt,
Und der dein Gefäß, o Seele!
Nach der Hölle
Seines Sterbgewölbes reißt.

Stellet man sich endlich den Zustand eines
lasterhaften Gemüthes vor, so wünschet man
sich so etwas fürchterliches nicht zu sehen.
Bildet euch in Gedanken einmal einen Seil-
tänzer ein, der auf einem dünnen Eisendrate
tanzet und springt, dessen Anfang er zwar ge-
sehen, das Ende aber, eines dicken Nebels
oder Rauches halber, nicht erblicken kann. Er-
staunet ihr nicht, wenn ihr sehet, daß der ver-
wegene Tänzer, unbesonnener Weise, einen
Sprung und Schwung nach dem andern hin-
machet; und nicht überleget, wie lang sein
Seil von Eisendrate noch hinaus gehe, auch
nicht

nicht bedenket, daß er vielleicht schon zum Ende gekommen, und in der ersten Kapriole verunglücken könnte? Sehet! wertheste Leser, ein solcher Seiltänzer ist jeder sicherer Mensch. Seine Lebensdauer ist das Seil: jede Minute, die er lebet, ist ein Sprung oder Schritt auf diesem Seile, das Ende desselben aber ist ihm ganz unsichtbar: und doch springt und läuft er so sicher zu, als wenn es niemals ein Ende haben würde. Ich will so viel sagen, ein sicherer, roher Mensch lebt in den Tag hinein, und zählet nicht einmal die Tage; deren Anzahl hinter ihm unmöglich zunehmen kann, wenn sie nicht vor ihm abnimmt: weil die verflossene Zeit nicht anders, als durch den Verlust und durch die Abnahme der künftigen Zeit wächst.

Wenn demnach ein vernünftiger Mensch eine vernünftige Anrede und Wunsch seinem Nächsten am Neujahrstage thun will, so lege er an ihm diesen Wunsch ab: Lieber Freund, ich betrübe mich zärtlich, daß du wieder einen ansehnlichen Theil deines Lebens verlohren hast. Ich bedauere dich als ein wahrer Freund, daß du nicht mehr so weit von der Gruft bist,

J

als

als vor einem Jahre; ich beweine dich, daß du deiner natürlichen Auflösung wieder ein Jahr näher bist, und ich wollte wünschen, daß du noch alle die Jahre vor dir hättest, ja noch alle die Minuten und Augenblicke, die du schon so unbedachtsam hast vorbeyst fließen lassen. Dieses wäre wohl die allernöthigste und nützlichste Art von Wünschen. Ich überlasse euch selbige zu selbsteigenem weitem Nachsinnen, und ich wünsche, daß euch diese kurze Abhandlung von Wünschen, eine Aufmunterung zu einem behutsamen Lebenswandel in dieser Welt seyn möge.

Mein Wunsch kann nicht sträflich seyn, denn ich bin vielmehr versichert, daß die Pflicht, die uns als Gläubigen obliegt, uns unter einander zu ermahnen, zu warnen und zu strafen, mich dazu genugsam berechtigt. Der Mensch ist ohne Zweifel so erschaffen, daß er unzählige Geschicklichkeiten und Vollkommenheiten nach und nach erlangen kann, die er noch nicht wirklich besitzt. Daher schließt man, der weise Schöpfer habe ihm diese Fähigkeit in keiner andern Absicht gegeben, als daß der Mensch sie wirklich gebrauchen, und von Tage zu Tage voll-

kom-

kommener zu werden trachten soll. Es ist
 auch nicht genug, daß ein jeder Mensch für
 sich allein nur Sorge: sondern die durch die ge-
 funde Vernunft und göttliche Offenbarung uns
 allen vorgeschriebene Liebe unsers Nächsten ver-
 bindet uns auch, für andere Menschen zu sor-
 gen. Wie kann man aber die Vollkommen-
 heiten seiner Mitbürger und Mitschweslern bes-
 ser befördern, als wenn man ihnen die Unvoll-
 kommenheiten deutlich und gründlich zeigt,
 die sie noch an sich haben, wenn man seine
 Brüder und Schwestern vor denen Fehlern war-
 net, die ihnen hier und dar noch ankleben.
 Dieses wird demnach meine vornehmste Absicht
 bey allen meinen vernünftigen Abhandlungen
 seyn, und ob ich es gleich bisweilen, mehrerer
 Deutlichkeit halber, unter sinnreichen
 Wendungen und unter erdichteten Personen
 thun werde; so darf doch kein Leser noch Lese-
 rinn denken, daß dieses aus Haß, oder aus
 andern Absichten so deutlich beschrieben ist.
 Nein, es sollen nur Bilder mit lebhaften Far-
 ben gemahlet seyn, die, zu desto lebhafterer
 Vorstellung der Tugenden, der Laster und Feh-

ler, mit Fleiß so geschildert worden sind; um denen Menschen nützlich zu seyn.

Wer wird also den Englischen Greis ins fünfte lesen? Vermuthlich allerley Gattungen von Menschen. Die Tugendhaften darum, weil sie eben das Vergnügen bey desselben Lesung finden werden, was schöne Angesichter vor einem hellen Spiegel antreffen. Die Lasterhaften werden es zum Theile deswegen thun, weil sie, ohne alle Beschämung, ihrer Fehler und Vergehungen gewahr werden, und unvermerkt lernen können, wie sie sich am besten in der Stille davon befreyen sollen: zum Theile auch darum, weil sie sich nicht durch eine unbedachtsame Verachtung dieses Buches selbst bloß geben, und ihre Schwäche werden verrathen wollen, und welchem Gelächter vernünftiger Köpfe würden sich solche unbedachtsame Tadler aussetzen. Dergestalt wird der Englische Greis, welcher die gemeinsten Mängel entdeckt und die Tugenden anpreiset, seine Käufer stets zu gewarten haben, und wie verbindlich danket er ihnen dafür; wenn sie Reizung zu seinen sittlichen Arbeiten blicken lassen.

Wenn

Wenn würde ich fertig werden, wenn ich
 ist noch alle eitle Wünsche, so man bey Ver-
 änderung, oder Annnehmung der Ehrenstellen,
 am Neujahrstage, an Geburtstagen, bey
 Hochzeiten, und bey andern Gelegenheiten ab-
 leget, bemerken wollte. Ein jeder kann hier-
 aus schon zur Gnüge lernen, daß man alle
 Wünsche wohl überlegen, und nicht übereilend
 mit seiner Zunge seyn muß, wenn man sich
 nicht vielen Fehlern aussetzen will. Am ver-
 gangenen Neujahrstage habe ich mit einer
 ganz besondern Aufmerksamkeit die gewöhnli-
 chen Glückwünsche vieler Leute angehört;
 aber es waren nur sehr wenige Glückwünsche,
 die mir nicht Anlaß gaben, bey mir selbst zu
 lachen. Man ist aus unterschiedlichen Ursa-
 chen verpflichtet, und die christliche Religion
 befiehet, seinem Nächsten nicht nur alles Gu-
 te zu gönnen, wenn es ihm wiederfähret, son-
 dern es ihm auch anzuwünschen, ehe er es
 noch erlanget, ja auch seinen Feinden herzlich
 alles Wohlergehen zu wünschen, so weit über-
 steigt die Tugend eines Erben des Himmels,
 die Tugend des Heyden. Ohne Zweifel haben
 daher die ersten Neujahrwünsche ihren Ursprung

genommen. Es hat vielleicht ein Herzensfreund den andern, mit einer innerlichen aufrichtigen Empfindung, also angerebet: Liebster Freund, ich bin herzlich erfreuet, daß Sie sowohl als ich, dieses neue Jahr, und so weiter, in Gesundheit und gutem Wohlstande angetreten haben. Ich wünsche von Herzen, daß wir es auch mit Vergnügen endigen mögen! So hat die Natur einem aufrichtigen Gemüthe die Worte in den Mund gelegt, so redet auch noch ein Herzensfreund mit den andern. Wie machen es aber die Heuchler und Schmeichler in unsern Tagen? Es muß alles weitläufig, in fremde Worte eingekleidet und verstecket, fein künstlich, ja gar ängstlich erfonnen, und mit mancherley Zierrathen ausgeschmücket seyn. Damit ich es nur kurz und deutlich sage, man muß Komplimentiren. Die Aufrichtigkeit und das Herz mag dabei seyn oder nicht. Dieses ist bey den Heuchlern und Schmeichlern eben nicht so nöthig. Wie greulich ist doch die Zeit in den letzten Tagen. Wie abscheulich ist in unsern Tagen der Mißbrauch der Zunge, entsetzliche Zungensünder bessert euch, ißt ist noch Zeit da! überleget erst

erst allemal, ehe ihr redet, was ihr mit eurer Zunge und Munde reden wollet, damit ihr nützlich und weißlich redet. Denn was die Wünsche selbst betrifft, so getraute ich mir wohl zu behaupten, daß Worte und Wünsche, in dem Munde der allermeisten Menschen, ist nur bloße Töne und Klang sind, dabey sie oft, wie todte Maschinen, nicht das geringste denken; fast eben so, wie man ist zu einem jeden Begegnenden saget: Ihr gehorsamer, ihr schuldiger Diener &c. ohne dabey die geringste Nührung zu haben; bloß aus Gewohnheit, bloß weil es so die Mode ist. Die mehresten Menschen sind mit ihren Wünschen wie jener Kabe, der den Gruß an den Kaiser sehr fertig aussprechen konnte, aber dabey selbst nicht wußte, was er sagte. Die Zunge ist bey unsern Wünschen und Komplimenten gleichsam ein Uhrwerk, welches von Tage zu Tage, und Jahr aus Jahr ein fortläuft, ohne daß das Gemüthe viel daran und dabey denken sollte. Ich habe einen Staar, diesem Vogel habe ich die Worte gelehret: Seyn Sie willkommen, mein Herr! Diese Worte rufet er ohne Unterlaß, so wohl wenn jemand in meine Stube

kömmt, als wenn jemand fortgehet. So bald sich etwas seinem Käfig nähert, so ruft er: Seyn Sie willkommen &c. Ich konnte mich neulich des Lachens nicht enthalten, als die schlaue Katze sich seinem Gehäuse näherte, und er fast unter ihren scharfen Klauen in Lebensgefahr gerieth. Denn ob er sich schon voller Angst derselben zu entziehen suchte; so schrie er doch immer die obigen Worte: Seyn Sie willkommen &c. Und so geht es gemeinlich bey unsern Wünschen und Glückwünschen. Es mag uns Freund oder Feind anreden; wir mögen ihm Gutes oder Uebels gönnen; so spricht doch der Mund: Ich wünsche, ich gratulire: Vieles Glück, Wohlergehen, Profit, u. s. w. obgleich das Herz nichts davon weiß und nichts dabey denkt. Gott bespre Land und Leute!

Die Wünsche sind meist leerer Schein,
Womit man ist einander schmeichelt;
Und da mein Herze nie geheuchelt,
So muß so Herz als Mund bey meinen
Wünschen seyn.

Acht

Acht und funfzigstes Stück.

Untersuchung der Frage: ob noch heut zu Tage die Sünde wider den heiligen Geist begangen werden könne, und ob diejenigen, welche sich für schuldig erkennen, dieselbige wirklich begangen haben?

Es hat Herr Buchwitz im Jahr 1764 in einer besondern Schrift der gelehrten Welt seine Gedanken von der Sünde wider den heiligen Geist mitgetheilt; und diese wichtige Lehre mit vieler Genauigkeit und besonderer Gründlichkeit abgehandelt. Es könnte dahero scheinen, als ob ich eine vergebliche Bemühung über mich nähme, da ich einen Theil von dieser wichtigen Materie gegenwärtig untersuchen will: allein man wird mich bald von diesem Fehler freysprechen müssen, wenn man überlegt, daß die göttlichen Wahrheiten unerschöpflich sind,

und daß man eine Sache aus unterschiedenen Gesichtspunkten betrachten könne. Ich will nach dem Vermögen, welches mir die göttliche Vorsehung dargereicht hat, untersuchen: ob noch heut zu Tage die Sünde wider den heiligen Geist begangen werden kann, und ob diejenigen, welche sich für schuldig erkennen, dieselbige wirklich begangen haben? Eine Frage, welche schon oft von den größten Gottesgelehrten ist vorgetragen und hinlänglich beantwortet worden; deren weitere Aufklärung und Untersuchung aber deswegen nicht überflüssig zu seyn scheint, weil heilsame Wahrheiten nicht oft genug überdacht, erwogen und von neuem befestiget werden können.

Meines Erachtens muß zuvor die eigentliche Natur der Sünde wider den heiligen Geist genau und kurz bestimmt werden, ehe wir uns im Stande befinden, die vorgelegte Frage gehörig aufzulösen. Ueberhaupt macht man sich da schon einer Sünde wider den heiligen Geist theilhaftig, wenn man seinen gnädigen Wirkungen, woburch er uns zu andern Menschen machen will, vorsehlich widersteht, ihn betrübt

trübt und erbittert, daß er unser Feind, eben wie dort bey jenen Israeliten, werden muß. Jedoch hierinne ist nicht das Wesen der Sünde wider den heiligen Geist, davon wir iht unsre Gedanken eröffnen wollen, zu setzen: vielmehr begeht derjenige diese schreckliche Sünde, welcher die bereits erkannte Wahrheit verleugnet, sie vorsätzlich verlästert, die von Christo verrichteten Wunder der Wirkung böser Geister zuschreibt, die Evangelische Lehre verspottet, und sich solchergestalt den Weg zur wahren Bekehrung muthwillig verschließt, auch in solcher Bosheit bis an sein Ende und in den Tod beharret, und in solcher Bosheit unbußfertig dahin stirbt. Und eben hierinne liegt der Grund verborgen, warum ein solcher frevelhafter Sünder keine Vergebung zu hoffen hat, weil er die wahren Mittel der Bekehrung vorsätzlich verachtet und verwirft, so kann sein böses Herz nicht umgeschaffen werden. Wenn wir nun dieses noch darzu setzen, daß die Welt sich beständig in allen Menschenaltern vollkommen gleich geblieben ist, daß Ruchlosigkeit und Frevel auch noch überall angetroffen wird; so kann man leicht

leicht den ersten Theil unsrer Frage entscheiden, daß es noch möglich sey, heut zu Tage diese Sünde zu begehen: jedoch muß man dieses mit folgender Einschränkung behaupten, daß sie sehr selten begangen werde, weil die meisten unter den Menschen sich nicht für offenbare Feinde der Wahrheit erklären, sondern ihre Bosheit hinter dem Vorhang der Heuchelei zu verbergen suchen. Indessen aber ist nicht jedes Abtreten von der Religion, ob es gleich eine schwere Verfündigung ist, für eine Sünde wider den heiligen Geist zu halten; denn man muß darauf sehen, woher es seinen Ursprung genommen; ist es bloß aus Unwissenheit geschehen, so dient uns Paulus Beyspiel zur Beruhigung: Lieben Brüder, ich habe es aus Unwissenheit gethan,

Was das andere Stück der vorgelegten Frage anbetrifft, ob derjenige, der sich für schuldig erkennet, diese Sünde wirklich begangen habe? so kann man zuverlässig darauf mit Nein! antworten. Wir wollen dieses mit deutlichen und bündigen Beweisen

zu

zu rechtfertigen suchen. Gemeinlich klagen sich diejenigen wegen dieser Sünde an, welche sich entweder in dem Zustande schwerer geistlichen Anfechtungen befinden, und denen hilft der Geist des Trostes wieder auf, und kommt ihrer Schwachheit zu rechter Zeit zu statten; denn, wenn sie diese väterlichen Prüfungen treulich aushalten, so werden sie alsdenn bewährt erfunden, köstlicher als das vergängliche Gold, welches die stärkste Feuerprobe aushält, und hernach desto herrlicher glänzt. Solchen Seelen kann man zurufen: Lasset euch die Hitze der Trübsal nicht befremden, als wiederführe euch etwas seltsames. Lasset euch an Gottes Gnade gnügen, denn seine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Ober sie befinden sich auf dem Krankenlager, wo sie Zweifel beunruhigen, und sie wegen ihrer seligen Berewigung bekümmert machen. Allein eben dieses ist auch der eigentliche Ort, wo man noch hauptsächlich nach einem gutgeführten und bereits bald vollendeten Leben die große Wahrheit einsehen lernet, was es heiße, mit Furcht und Zittern schaffen, daß man

man felig werde. In manchen Fällen trägt die Wuth der Krankheit, ein melancholisches Temperament, die Verdickung der Säfte, der Mangel der Lebensgeister und andre Zufälle ungemein viel darzu bey. Am besten verfährt man mit solchen Leuten, wenn man sich ihre Zweifel eröffnen läßt, dieselbigen auflöset, und ihnen dabey die eigentliche Natur der Sünde wider den heiligen Geist erklärt. Es lassen sich freylich hier wenig Regeln geben, sondern das meiste muß der Klugheit des Seelsorgers überlassen werden, weil er seinen Vortrag nach Verschiedenheit der Zufälle und Zweifel auch verschieden einrichten muß. Ueberhaupt aber, um unsre Meynung zu bestätigen, merke man sich folgendes: Wer die Sünde wider den heiligen Geist begangen hat, den hat Gott im verkehrten Sinn dahin gegeben, dessen Augen sind verblindet, dessen Verstand ist verfinstert, daß er die Wahrheit nicht einsehen, nicht erkennen kann, er hat Augen, wie die Schrift sagt, und siehet nicht; mithin erkennet er auch nicht seinen sündlichen Zustand; wer aber glaubt, daß
er

er diese Sünde begangen habe, der erklärt sich eben dadurch für einen Sünder, er sieht die Gefahr, in welcher seine theuer erkaufte Seele schwebt, und er ist den Witzigen ähnlich, von welchen der Weiseste unter den Menschenkindern diesen merkwürdigen Ausspruch gethan hat: Der Witzige sieht die Gefahr und verbirget sich. Ferner: Wer die Sünde wider den heiligen Geist begangen hat, dessen Wille ist äußerst verderbt, er ist unempfindlich wider alle Nührungen der göttlichen Gnade: allein eben der Gedanke, da man sich einbildet den Geist der Gnaden beleidiget zu haben, ist ein sichres Kennzeichen, daß noch einiges Gefühl vorhanden sey, daß der Geist Gottes noch nicht aufgehört habe an der Seele zu arbeiten, und daß seine Wirkungen nicht fruchtlos abgehen werden. Endlich: Wer die Sünde wider den heiligen Geist begangen hat, der lebt in fleischlicher Sicherheit, glaubt, daß es mit ihm keine Gefahr habe, und hat keine Sehnsucht nach der Verbesserung seiner Umstände. Die Pharisäer sagten,

ten, da ihnen ihre Bosheit vorgehalten wurde: Sind wir denn blind. Sollten nicht die Worte solcher Menschen, die sich nach dem Himmel sehnen, und doch diese Sünde begangen zu haben sich überreden, ein deutlicher Beweis seyn, daß sie davon losgesprochen werden müssen? Ja, ja, ohne allen Zweifel.



W18

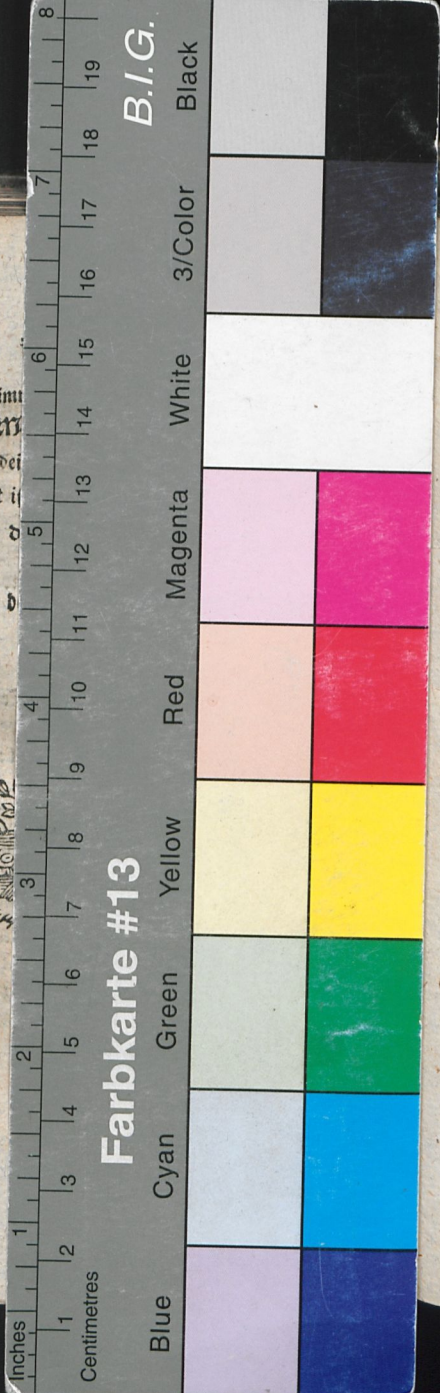
ULB Halle
007 215 606

3



7





B.I.G.

Farbkarte #13

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black

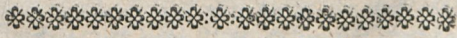
4

Der
Englische Greis,

von * * *



Dreizehnter Theil.



Hamburg, 1767.